

Katja Lange-Müller: „Unser Ole“

Die alte Hexe, nun ist sie tot

Von Meike Feßmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 01.09.2024

Wie erzählt man vom Alter und den Verwüstungen fehlender Mutterliebe? Am besten mit groteskem Humor. Katja Lange-Müllers neuer Roman „Unser Ole“ spielt auf einem Dorf am Rand des Speckgürtels von Berlin. Drei Frauen, eine so wenig zum Helfen geboren wie die andere, kümmern sich um einen kognitiv eingeschränkten Jungen. Das kann nur schiefgehen.

Jedes Jahr wird das „Jugendwort des Jahres“ gewählt; „goofy“ hieß es letztes Jahr. Schade eigentlich, dass es nicht auch ein Pendant auf der anderen Seite der Altersskala gibt. Die Seniorensentenz könnte man es nennen. Schließlich ist es faszinierend, wie sich bei den meisten Menschen im Lauf des Lebens Redewendungen verfestigen. Als schalte das Gehirn in den Energiesparmodus, als wolle es nicht mehr nachdenken, nicht mehr jedes Mal neu auf die Umwelt reagieren, weil es ohnehin schon alles weiß oder zu wissen glaubt. Ein Exoskelett aus Worten, eine Art Schutzpanzer, der womöglich die nachlassenden Kräfte kompensiert: so kann man sich das vorstellen.

Zwei ältere Frauen und eine jüngere bringt Katja Lange-Müller in ihrem neuen Roman zusammen. Die schöne Ida zieht mit Mitte siebzig bei der vier Jahre jüngeren Elvira ein. Und so beginnt die Geschichte:

„Kleines Haus am Wald / Morgen komm ich bald...“, diesen Herbert-Roth-Schlager aus der Zeit ihrer Jugend hatte Ida vor sich hin gesummt, während sie ihren Koffer packte, um am nächsten Tag bei Elvira einzuziehen. Der alte Schrankkoffer vom Flohmarkt war derart geräumig, dass er beinahe ihre gesamte Garderobe fasste, zumindest jene etwa vierzig Kleidungsstücke, die sie noch schön genug fand; und das freute sie, um es mit einem ihrer Wörter zu sagen, *diebisch*. Denn einerseits konnte sie so den Wunsch ihrer neuen Hausherrin erfüllen und andererseits wurde sie notgedrungen endlich mal ein paar *olle Fummel* los und das meiste von dem *billigen Glitzerkram*, der sich ineinander verheddert auf dem Linoleumboden ihrer Ein-Zimmer-Erdgeschosswohnung häufte. Ihren *Notgroschen*, drei *echtgoldene* Schmuckstücke, hatte sie ja eh längst *versilbert* und in der finsternen Bude, die sie nach dem Ende ihres letzten einigermaßen festen Verhältnisses mieten musste, auch nur eine *Notlösung* gesehen.“

Katja Lange-Müller

Unser Ole

Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln

240 Seiten

24 Euro

Die stabilisierende Wirkung von Redewendungen

Manche Wörter sind kursiv gesetzt, offenbar diejenigen, die Ida als ihre eigenen empfindet. Die stabilisierende Wirkung von Redewendungen wird meistens unterschätzt. Dabei sind sie oft kreativ, ein Mix aus abgesunkener Zeitgeschichte und individueller Erfahrung. Welche Worte überdauern, aus dem großen Fundus des Gehörten und des einmal selbst Gesagten, prägt einen Charakter und macht Lebensläufe sichtbar. Katja Lange-Müller, 1951 in Ost-Berlin geboren und 1984 nach West-Berlin übergesiedelt, macht sich das in ihrem neuen Roman zunutze. Den beiden älteren Frauen kann man ihr Leben förmlich ablauschen.

„Bring nicht mehr als einen Koffer voll persönlicher Sachen mit‘, hatte Elvira am Telefon gesagt. ‚Ich hasse zu viel Zeug, das bloß rumliegt, Motten anlockt, Staub fängt. Alles, was man wirklich zum Leben braucht, ist ja schon hier, doppelt und dreifach sogar.“

Ida stammt aus West-Berlin, Elvira aus dem Osten. Sie war technische Zeichnerin, hat an der TU Dresden studiert und in Magdeburg gearbeitet. Die beiden haben sich in einem Kaufhaus am Ku’damm bei einer Modenschau kennengelernt. Als Seniorenmodel hat sich Ida etwas zu ihrer kärglichen Rente hinzuverdient. Ihr Leben lang ließ sie sich von Männern aushalten und fand das ganz normal. Ihre Schönheit hielt sie für ihr Kapital, lange glaubte sie, dass es gut investiert wäre. Sogar ihre Brüste hat sie machen lassen, das ist mehr als dreißig Jahre her. Ihrem damaligen Lebensgefährten entwendete sie das nötige Geld, immerhin 12.000 DM. Er hat es nicht einmal bemerkt.

Nach dem Scheitern ihrer letzten Beziehung steht sie vor dem finanziellen Ruin. Also nimmt sie das Angebot von Elvira an, zu ihr ins Haus zu ziehen, in ein Dorf am Rand des Speckgürtels von Berlin. Als sie das Umsiedlerhäuschen erblickt, ist sie enttäuscht über den „rauputzgrauen Würfel“. Aber sich Mut zusprechen, das kann sie.

„Ida schleifte ihren Schrankkoffer den Gartenweg entlang und drückte den Klingelknopf neben der verwitterten Eingangstür, deren borkigroströter Anstrich sie an Schorf erinnerte. Aber noch war sie optimistisch, trotz des ernüchternden Eindrucks, den die neue Bleibe machte. Das mit Elviras womöglich lesbischer Ader fürchtete sie halb, weil ihr *für so was* die Erfahrung fehlte, und halb hoffte sie es, denn es würde ihr bestätigen, dass sie nach wie vor begehrenswert war, und die Rolle beherrschte sie perfekt.

Wird schon schiefgehen, ermutigte sie sich, ist ja diesmal wenigstens kein Mann, in dessen Hände du dein Schicksal legst.“

Abgetakelte Hauptfiguren ohne jeden Nimbus

Die Sprache und der Stil sind Katja Lange-Müller schon immer wichtiger als der Plot. Das war vielleicht noch nie so riskant wie in diesem Roman, der sich eng an seine Charaktere schmiegt. Ein paar abgetakelte Frauen auf dem Dorf – was soll daraus werden? Das mag man sich fragen, aber nur, wenn man Katja Lange-Müller nicht kennt. Diese Schriftstellerin weiß, was sie tut. Auch deshalb braucht es manchmal lange, bis Stoff und Idee zum nächsten Werk zusammenfinden. Anders als Harry, der Junkie aus ihrem Berlin-Roman „Böse Schafe“, umweht die Heldinnen dieses Romans nicht der Funke eines Nimbus. Und selbst Asta Arnold, die nach zahlreichen Auslandseinsätzen in München-Riem gestrandete Krankenschwester des letzten Romans, „Drehtür“, ist ein Ausbund an Lebenslust, wenn man sie mit den Hauptfiguren dieses Romans vergleicht.

Was aber ist mit Ole? Immerhin heißt der Roman „Unser Ole“. Ole ist Elviras Enkel, kognitiv beeinträchtigt und autistisch, er ist das Zentrum des Romans, der Grund für Elviras Angebot. Denn Ida soll ihr zur Hand gehen, allein kommt sie mit dem Jungen nicht mehr zurecht, der mit der Pubertät zum Riesen geworden ist. Um Ole dreht sich dieses „Prosadrama“, wie die Autorin ihren Roman, der offenbar auf reale Personen zurückgeht, im Epilog nennt.

Alterskommunen und ältere Frauen kamen in den letzten Jahren vermehrt in den Blick der deutschen Literatur. Ob Monika Maron in ihrem Roman „Das Haus“ von einer Alters-WG in einem abgelegenen Gutshof in Mecklenburg-Vorpommern erzählt, oder Dagmar Leupold vier vergleichsweise gutsituierte Frauen in „Die Witwen“ auf Abenteuerreise die Mosel entlang schickt, ob Kerstin Hensel in ihrer Novelle „Regenbeins Farben“ ein Frauen-Trio auf einem Berliner Friedhof um die Liebe eines Mannes buhlen lässt: Da wird geplaudert, diskutiert, gelästert und gelegentlich intrigiert. Aber meistens ist das Bemühen erkennbar, das Altern zwar komisch, aber nicht allzu sarkastisch darzustellen. Auch das Werk der 2019 verstorbenen Brigitte Kronauer ist voller Porträts alternder und alter Frauen. „Frau Mühlenbeck im Gehäus“ hieß ihr erster Roman, in dem sie ihre damals noch relativ junge Mutter porträtierte. Später bekannte sie sich gern zum Sujet der alten Frau, deren spöttischer und oft sogar bösartiger Blick verborgene Wahrheiten ans Tageslicht beförderte.

Schreibmovens Alpträume

Katja Lange-Müller hat einen völlig anderen Stil als die Hypotaxen kultivierende Brigitte Kronauer, deren Satzbau so verschlungen war, dass ihr Stil bei aller Klarheit etwas Ornamentales hatte. Die Dinge schöner zu machen, als sie sind, ist Katja Lange-Müllers Sache nicht. Den Traum von der Wiederverzauberung der Welt scheint sie nicht zu träumen. Ihr Movens sind eher Alpträume: aufwachen und feststellen, dass es ganz so schlimm dann doch nicht ist, das gehört zum Arsenal der Geschichten, die sie über ihr Schreiben erzählt. Etwa in ihren Frankfurter Poetikvorlesungen „Das Problem als Katalysator“ über die Entstehung ihres 2016 erschienenen Romans „Drehtür“:

„Vor etwa zehn Jahren, so lange liegen die ‚Drehtür‘-Anfänge schon zurück, träumte mir, obwohl ich da ja schon seit einer halben Ewigkeit freischaffend war, mehrmals hintereinander und in diversen Variationen, dass ich mich, unterwegs zu einer Nachtschicht auf der geschlossenen psychiatrischen Frauenstation des Klinikums Berlin-Herzberge, verirrt hatte oder aufgehalten wurde oder anderswie daran gehindert, mein Ziel zu erreichen. Ich war mir – im Traum – auch gar nicht mehr sicher, ob ich dort überhaupt noch arbeitete. Was war los? Hatte ich gekündigt und stand trotzdem auf dem Dienstplan? War meine Kündigung ignoriert worden oder gar nicht angekommen? Hatte ich meine Kündigung eventuell zurückgenommen? Oder gar einen neuen Arbeitsvertrag unterschrieben? Jedes Mal, wenn dieser Traum wieder anfang, war eigentlich nur klar, dass ich auf der Station B II dringend erwartet wurde. Wie immer, ich kam dort einfach nicht an und erwachte schließlich – schweißgebadet. Und eines Nachts verließ ich, einigermaßen erleichtert ob der Tatsache, dass ich in der Realität keine Nachtwachen mehr absitzen musste, weder dort noch sonst wo, mein Bett, rauchte, um den Drehschwindel, der mich erfasst hatte, zu vertreiben, eine Zigarette, brühte mir einen Kaffee, rauchte noch eine und fragte mich, was wohl aus mir geworden wäre, wenn ich mich nicht ins Schriftstellerdasein geflüchtet hätte, sondern Krankenschwester geblieben wäre.“

Als junge Frau von der Mutter wegen Magersucht in die Psychiatrie eingeliefert, hatte sie rasch die Seite gewechselt und als Hilfskrankenschwester gearbeitet. Die Lehre zur Schriftsetzerin, die Tätigkeit als Krankenschwester, die von der Lehrerin gewaltsam ausgetriebene extreme Linkshändigkeit, all das sind Elemente, die Katja Lange-Müller, nach ihrer Lebensgeschichte befragt, mit einer Lebendigkeit zur mündlichen Erzählung fügt, als würden sie ihr gerade erst in den Sinn kommen. Katja Lange-Müller ist eine begnadete Erzählerin, pointiert, witzig, mit Ost-Berliner Zungenschlag. Und sie hat es geschafft, eine Schriftstellerinnenlegende zu entwerfen, bei der die langen Pausen zwischen den Büchern zum Qualitätskriterium werden. Jedes Wort werde umfassend geprüft, jedes Kürzungspotential bedacht, und dann müsse sie auch noch eine Geschichte finden, die nur von ihr erzählt werden könne.

Spezieller Blick auf das weibliche Alter

Die Arbeit auf einer gerontopsychiatrischen Frauenstation und der Schock über ihre erste Tote, eine Patientin, die während ihrer Nachtschicht gestorben war, hat ihr die erste Erzählung beschert, die sie, so erzählt sie es, „ohne Unterbrechung“ in einer Kneipe namens „Wein-ABC“ heruntergeschrieben habe. In diese Erzählung, „Manchmal kommt der Dot auf Latschen“, muss man hineinhören, um Katja Lange-Müllers speziellen Blick auf das weibliche Alter zu begreifen:

„Schizo-Omas und senile Demenzen vormals weiblichen Geschlechts schwanken schlaftrunken, in zu großen abgetretenen Filzpantoffeln oder barfuß, wenn sie keinen ihrer Pantoffeln finden konnten, über die dunklen Flure der geschlossenen gerontopsychiatrischen Frauenstation zum Klo hin. Vorüber an dem Badezimmer, wo hinter angelehnter Tür, zwischen Waschmaschine, Tropfständern, Eimern, Nachttöpfen, Nagelzangen in Latschenkartons und von Kakerlaken bevölkerten Schränken die rollbare Bahre wartet. Angst, schon wieder einzupinkeln, scheucht die ‚Crazy Ladys‘, wie Frau Dr. Beyer sie nennt, aus ihren eng beieinanderstehenden Betten. Zimmerweise, in gelockerter Gänsemarschordnung, blindlinkisch die Wände abtastend oder nach dem Zipfel eines den gleichen Weg entlangtaumelnden Nachthemds grapschend, geistern sie los, mit nichts im psychopharmaka-verkleisterten Kopf als dem Gedanken, oder eher dem Empfinden, dass die Blase geleert werden will; abgerissene Träume hängen an ihren verwirrten Zöpfen wie besoffene Schleppenträger.“

Die Pantoffeln wurden offenbar in der DDR-Institution von Patientin zu Patientin weitergereicht, die eine starb, die nächste bekam deren Pantoffeln in der Einheitsgröße 40, so lange bis sie unbrauchbar waren. Schon in dieser frühen Erzählung aus dem Jahr 1974 zeigt sich jenes Stilmittel, mit dem Katja Lange-Müller den Grausamkeiten des Lebens begegnet: mit den Mitteln der Groteske, einer oft drastischen, manchmal aber auch fürsorglichen Überzeichnung, bei der sich Grauenvolles mit Komik mischt.

Ein Stilmix aus Märchen und Krimi

Asta Arnold, die kettenrauchende Heldin aus „Drehtür“, wird vom Wunsch zu helfen angetrieben, einer Lebenshaltung, die mit dem Schlagwort „Helfersyndrom“ viel zu leicht gedankenlos abgewertet werden kann, auch wenn der Roman die dunkle Seite des Helfens nicht verschweigt. Die drei Frauen des neuen Romans stehen auf der anderen Seite der

Barrikade. Keine von ihnen liefe jemals Gefahr, mit einem „Helfersyndrom“ in Verbindung gebracht zu werden. Sie sind wenig empathisch, ihr Denken kreist vor allem um sich selbst, oft in der Form von ausgeprägtem Selbstmitleid. Elvira, die Frau zu der Ida ins Haus zieht, wird von der Schriftstellerin ziemlich schnell aus dem Weg geräumt. Sie stürzt eine Treppe hinunter und ist tot. Wurde sie von Ole, ihrem Enkel, gestoßen? Das treibt als offene Frage den Plot an. Allerdings gibt der zuständige Kommissar bald zu bedenken, dass der mittlerweile 18jährige junge Mann ohnehin nicht schuldig wäre, sollte sich bei der Obduktion Gewalteinwirkung feststellen lassen. Kaum ist Elvira tot, tritt Manuela auf den Plan. Sie ist Elvira's Tochter und Oles Mutter, lebt in Berlin von Sozialhilfe und will nun möglichst schnell an ihr Erbe kommen.

Katja Lange-Müller verschränkt Krimi-Elemente im Stil einer Agatha Christie und Polizeirevier-Gekabbel, wie man es von Regionalkrimis kennt, mit der Stimmung Grimmscher Märchen. Und es gibt eine weitere Spur. Sie führt zu Franz Kafka. Denn Ole wird von den drei Frauen nicht anders behandelt als Gregor Samsa in Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“. Man stellt ihm das Essen vor die Tür, man fürchtet sich vor dem, was er treibt, man behandelt ihn, als wäre er Ungeziefer. Als Manuela vom Tod ihrer Mutter erfährt, denkt sie:

„Die alte Hexe, nun ist sie tot. Ich besitze, wenn sie mich nicht ausdrücklich enterbt hat, jetzt ein Haus, das Haus meiner Kindheit und Jugend, der schlimmsten Zeit meines Lebens. (...) Was mache ich mit einem Haus voller scheußlicher Erinnerungen? Ich werde dort, am Arsch der Welt, wo auch ich komplett am Arsch war, nicht wohnen. Und wenn ich doch so blöd wäre, umzuziehen? Dann müsste ich meine Berliner Bude aufgeben, und das Amt würde mir den Miet- und den Stromzuschuss streichen. Gut, das Haus kann ich verkaufen, aber Ole nicht, der kostet eher – und schließlich ist das Haus sein Zuhause.“

Hemmungslos übergriffig

Elvira, die den Enkel „abwechselnd verwöhnt und schikaniert“ hat, schätzte an Ole immerhin, dass er ein Junge war. Denn einen Jungen hatte sie sich selbst gewünscht, Manuel sollte er heißen, also wurde das unerwünschte Mädchen Manuela getauft. Paul, ihr Mann, freute sich über das Mädchen, sie bildeten ein eingeschworenes „Vater-Tochter-Paar“, bis er bei einem Autounfall starb, als Manuela sieben war. Ein Subtext von väterlichem Missbrauch durchzieht den Roman, ergänzt von Misogynie, die auch von Frauen transportiert wird. Mit der Pubertät wurde Ole für seine Großmutter zu einem fremden Wesen. Hemmungslos übergriffig wollte sie ihn am Onanieren hindern.

„Das lässt du schön bleiben! Pfoten raus! So was gehört sich nicht!“, herrschte sie Ole an, wenn sie ohne jede Vorwarnung sein Zimmer stürmte, ihn dort bis zum Kinn zugedeckt vorfand, und losschimpfte oder sogar mit einer der leeren Colaflaschen nach ihm warf, die er nie von sich aus in die Küche zurückbrachte. (...) ‚Ich wollte es lange nicht wahrhaben, doch jetzt bin ich mir sicher, der onaniert, hemmungslos wie ein Pavian. (...) Und wohin soll das führen? Eine Frau kriegt der nie ab, niemals. Wie kann ich törichtes altes Weib mich bloß wehren gegen ein ausgewachsenes, notgeiles Riesenbaby ohne einen Funken Grips?!“

Ida versucht alles, um sich für Manuela unentbehrlich zu machen. Sie kauft ein, erledigt den Haushalt, erfüllt deren Wünsche, versorgt Ole und organisiert Elvira's Beerdigung. Alles

Dinge, die ihr eigentlich nicht liegen. Während sie die Erbin „wie eine Amme“ umsorgt, um nicht auf die Straße geworfen zu werden, entstehen in der „gefühlskalten Ida“ offenbar tatsächlich fürsorgliche Gefühle. Zumindest für Ole.

Drei gefühlskalte Frauen, die um einen fast nicht in Erscheinung tretenden, hilfsbedürftigen jungen Mann kreisen, der erst bei der Beerdigung seiner Oma zeigen kann, dass er sie vermisst: das ist die gewagte Versuchsanordnung des Romans. Er erzählt nicht nur vom Alter. Er erzählt auch von den Verwüstungen fehlender Mutterliebe, ohne das Thema, wie es heute üblich ist, mit einem Schlagwort zu belegen. Es entsteht ganz aus der Figuren-Konstellation. Irgendwann fällt Ida auf:

„ach, alle Mädchen, die von ihren Müttern nicht geliebt wurden, können später auch nicht lieben, Manuela nicht einmal ihr Kind. In puncto Lieblosigkeit, nur nicht gegen uns selbst, sind wir uns sehr wohl ähnlich, mit dem Unterschied, dass ich wenigstens kein Kind wollte.“

Abgründig gewöhnliche Geschichte über fehlende Mutterliebe

Anders als Anne Rabes Roman „Die Möglichkeit von Glück“ ist „Unser Ole“, der in den 2010er Jahren spielt, keine Abrechnung mit der DDR. Obwohl Katja Lange-Müller allen Grund dazu hätte. Ihre Mutter war Inge Lange, eine der wenigen Frauen im Zentralkomitee der SED. Sie gab die Tochter zur Oma, die nicht mit ihr fertig wurde. Die Schriftstellerin hat das schon öfter erzählt und in ihrer schnoddrigen Art kein Drama daraus gemacht. So sei es eben gewesen in der DDR, der Kampf für den „Weltfrieden“ war wichtiger als die eigenen Kinder.

Dass sie keinen „Trauma-Plot“ bedient, wie die New Yorker-Kritikerin Parul Sehgal diesen Trend kürzlich genannt hat, sondern eine abgründig gewöhnliche Geschichte über fehlende Mutterliebe erzählt, macht dieses „Prosadrama“ zu einem besonderen Roman, wie ihn nur diese Schriftstellerin erzählen kann. „Unser Ole“ ist ruppig, wahrhaftig, trostlos und hat dennoch etwas Großzügiges: die Nachsicht mit Menschen, die es nicht so gut getroffen haben und ihr Leben einfach nicht auf die Reihe kriegen.